Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 17 (1941-1942)
Heft: 10

Artikel: Ortsnamen und der Amtsschimmel : eine notwendige Attacke
Autor: Saladin, G.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1067101

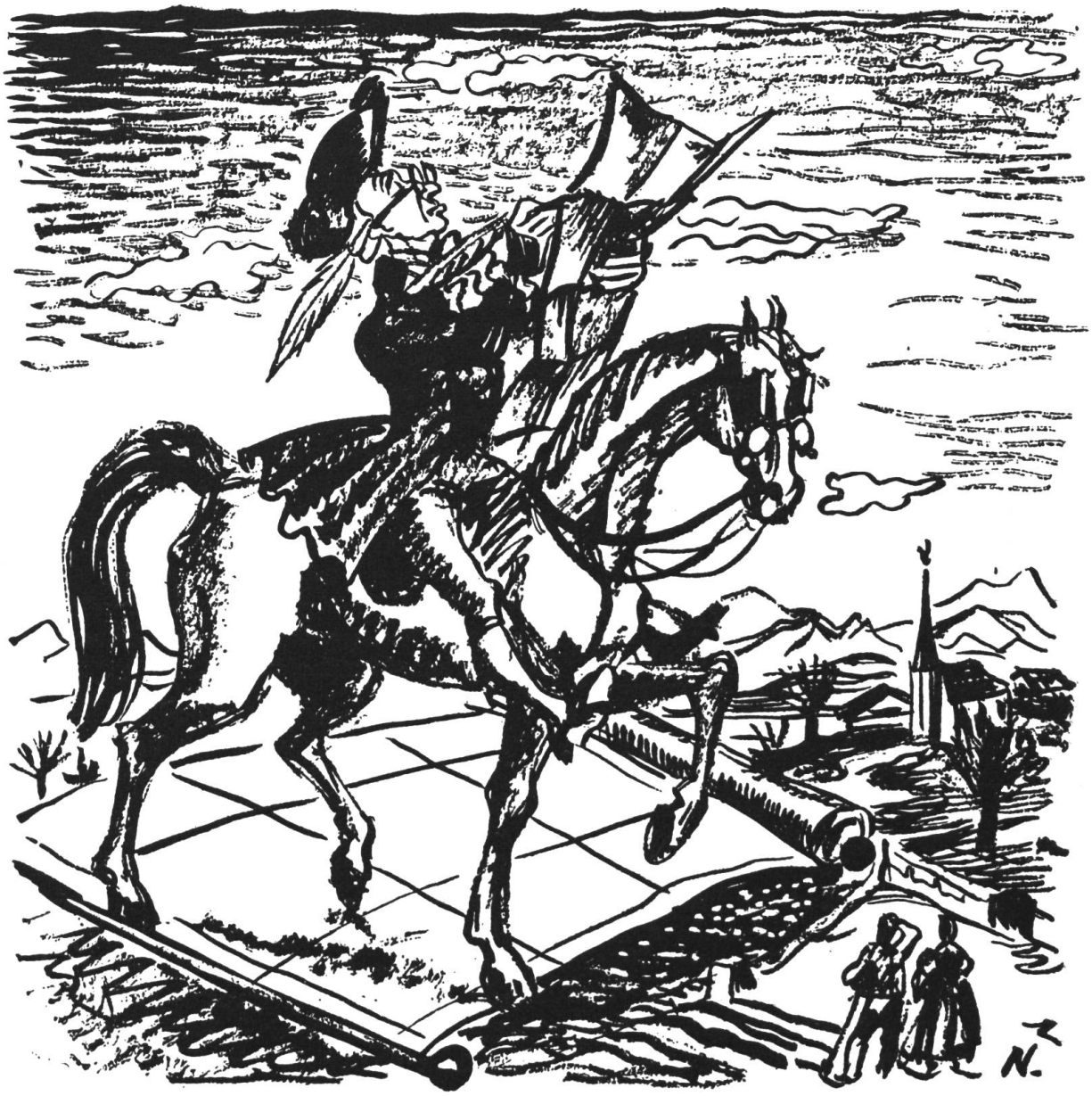
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Ortsnamen und der Amtsschimmel

Eine notwendige Attacke

VON G. SALADIN

Illustration von Marcel North

Ein hervorragender Fachmann des Landesvermessungswesens, der erste Verfechter sachlich vernünftiger Grundsätze für die Schreibweise unserer Orts- und Flurnamen, schrieb mir vor Jahren, ihn habe der Kampf mit dem Amtsschimmel gereizt. Damit hat er ein treffliches Bild geprägt.

Was heißt « Amtsschimmel »? Man könnte auf den Gedanken kommen, das bedeute jenes Fäulnisgewächs — Pelz und Bart sagt der Volksmund — das

sich einer Sache ansetzt, wenn sie zu lange auf dem « Amt » liegt. Die Deutung wäre gar nicht übel; aber das Wort hat einen andern Sinn und Ursprung. Es gibt ja auch eine alte Redensart « auf dem obrigkeitlichen Schimmel herumreiten », « uf em Amtsschimmel rite ». Das Schweizerdeutsche Wörterbuch (Band VIII, Spalte 774 und 776) gibt dafür eine aus dem Jahre 1824 stammende Erklärung: « Die Boten der Eidgenossen, wenn sie in oder außer dem Lande Geschäfte hatten, ritten ehemals, und zu ihren Diensten wurden auf öffentliche Kosten Pferde gehalten. Da nun manche allzugern auf diesen Pferden ritten, so wurden die Marchställe abgeschafft . . . »

Manche dieser « gnädigen Herren » werden sich im Bewußtsein der Wichtigkeit ihres Amtes und ihrer Persönlichkeit über das Bauernvolk hoch erhaben gefühlt haben. Ein ähnliches Gefühl hat wohl viele amtliche Schreiber einst beherrscht, als sie die Schriftform unserer Namen festlegten. Sie ritten auf den steifbeinigen Gäulen ihrer Bildung mit geringschätziger Gebärde an der « groben » Sprache der Bauern vorbei, meinten, diese erdscholligen Gebilde müßten irgendwie zurechtgeputzt, zur Würde ihrer Amtssprache gehoben werden. Aber zwischen diesen Bauernwörtern und der amtlichen Schriftsprache besteht eine unüberbrückbare Kluft.

Unsere Orts- und Flurbezeichnungen gehen in ihrem Grundstock in die Anfänge unserer Zeitrechnung und in die Zeit der alemannischen Landnahme zurück und sind in ihrer Masse mit dem 16. Jahrhundert abgeschlossen, naturhaft aus dem Schaffen und Erleben des Bauern- und Älplervolkes erwachsen und daher in Wort-, Form- und Lautbestand Bauernsprache urwüchsigster Art. Unsere Schriftsprache dagegen ist ein junges, fremdes, zum Teil künstliches Gebilde. Ihr Ursprungsland ist der mittlere Osten Deutschlands.

Erst im Laufe des 17. Jahrhunderts sind unsere gebildeten Stände allgemein dazu übergegangen, den Lautstand der neuhochdeutschen Schriftsprache anzuwenden (Wein, Haus, deutsch, gut, Licht Li[e]d). Damals wurden allmählich auch unsere Orts- und Familiennamen in die trübe Strömung hineingerissen. Unsere Kanzleien pfropften fremde Laute und Buchstaben auf die alten Stämme; aber sie taten es in völliger Unkenntnis der laut- und formengeschichtlichen Sachverhalte, auf völlig zufällige und verworrene Art und Weise. Was uns auf dem literarisch-geistigen Gebiet zum unschätzbaren Gewinne gereichte, der Anschluß an die neuhochdeutsche Bildungssprache, das verursachte auf unsern Plänen und Karten eine wüste Verwilderung, einen widersinnigen Verrat an unserer eigentlichen Muttersprache, den schweizerdeutschen Mundarten.

So kam es, daß Tausende von Namen unserer Dörfer, Heimwesen und Fluren nicht in einer dem wirklichen Sprachleben entsprechenden Schreibform erscheinen, sondern daß sie entwurzelt, irgendwie an Kopf, Rumpf oder Glied geflickt oder verstümmelt, mit toten Buchstaben belastet, auch völlig verdorben oder gefälscht sind. Diese köstlichen Zeugen, die so vieles und Wissenswertes von unsern Ahnen und ihrem Nährboden erzählen, geben sich nicht in schlichter, ehrlicher Heimattracht, sie reiten auf dem Amtsschimmel einher, mit Perücke und Zopf.

Eine Wanderung über unsere Karten möge veranschaulichen, wie die Verkennung unserer Mundarten mit Unsinn und Stillosigkeit sich rächt.

Die Verschiedenheit zwischen gesprochener und geschriebener Namenform kann natürlich in gesetzmäßigen Vorgängen begründet sein. Darauf kann hier nicht eingetreten werden.

Unangenehm wirken erst die Fälle, wo neben gefälschten Schriftformen die echten Mundartformen noch lebendig sind.

Statt des geschichtlich bedeutsamen *Ospidal* des Volksmundes (ital. ospedale) schreiben wir bedeutungslos *Hospent(h)al*. An Stelle des verlockend schönen *Chirsiten* steht das unsinnige *Kehrsiten*. *Braunwald* ist sachlich und sprachlich unmöglich; es heißt *Bruwald* mit offenem u, also Brunnwald. *Linttal* liegt zwar im Tal der Lint, wird aber zu *Linthal* zugleich verstümmelt und belastet. *Richterswil* hieß und heißt einfach *Richtiswil*. *Wallenstadt* ist keine Stadt, sondern das *Stad der Wal(ch)en*, der Churwelschen, romanisch Riva. Die sonderbaren *Wila* und *Bauma* sind einfach Mehrzahlform *Wilen*, *Baumen*.

Neben dem Urner *Altdorf* haben wir die amputierten *Fehraltorf*, *Mönchaltorf* und das schaffhausische *Altorf*. Das tößtalische *Wildberg* war nicht wild, sondern trug im Gegenteil eine alte Siedelung *Wil*. *Degersheim* ist willkürlich aus *Tegersche* konstruiert, das sich aus einer uralten Verbindung tegar askahi, d. h. großes Eschengehölz, ergeben hat. *Kalchrain* heißt einfach *Chalchere(n)*, Kalkgrube. *Neunforn* trägt mit Unrecht neun Forchen im Wappen, denn das mundartliche *Nüfere(n)* hat weder mit neun noch mit Foren etwas zu schaffen, sondern erklärt sich aus einer altdeutschen Zusammensetzung Nüfaren, die die neu Zugezogenen bedeutet (man vergleiche den Familiennamen Neukomm!). *Rutishausen* ist eine unmögliche Form; das mundartliche *Rueders(ch)huse(n)* zeigt einen altdeutschen Siedlernamen Ruedher(i).

Falsch ist auch *Othmarsingen*, denn eine Ableitung mit einem altdeutschen Personennamen und -ingen kann keinen Wessenfall haben; es ist aus *Otmisingen*

Giovanni Bianconi (Minusio) — Die Kartenspieler

(älter Otwisingen) irrtümlich rekonstruiert. Eine falsche Rückbildung ist auch *Schafisheim* aus mundartlichem *Schafise*, das eine Schwundform aus Schafhusen darstellt.

In dem von der Eidgenössischen Post- und Telegraphenverwaltung 1928 herausgegebenen Ortsbuch der Schweiz, in dem man den chaotischen Zustand unserer Namenschreibung besonders gut beobachten kann, steht die sonderbare Bezeichnung *Grauenstadt* für ein freundliches Gasthaus am Zugersee, das zu Walchwil *Grafstatt* heißt, einer der ungezählten Fälle, wo der Amtsschimmelreiter eine Wohnstätte oder Hofstatt, selbst eine Gadenstatt, zu einer « Stadt » erhoben hat; da er sich über die Volkssprache hinwegsetzte, merkte er auch nicht, daß die urkundliche Schreibung Grauen als Graven (Wessenfall zu einem Namen Graf) zu verstehen ist. Und das moderne Ortsbuch bewahrt den alten Schnitzer getreulich. (Auch das Blatt 192 des Topographischen Atlasses ging der Wirklichkeit aus dem Weg und setzte eine untergegangene Bezeichnung Grafensatz hin.)

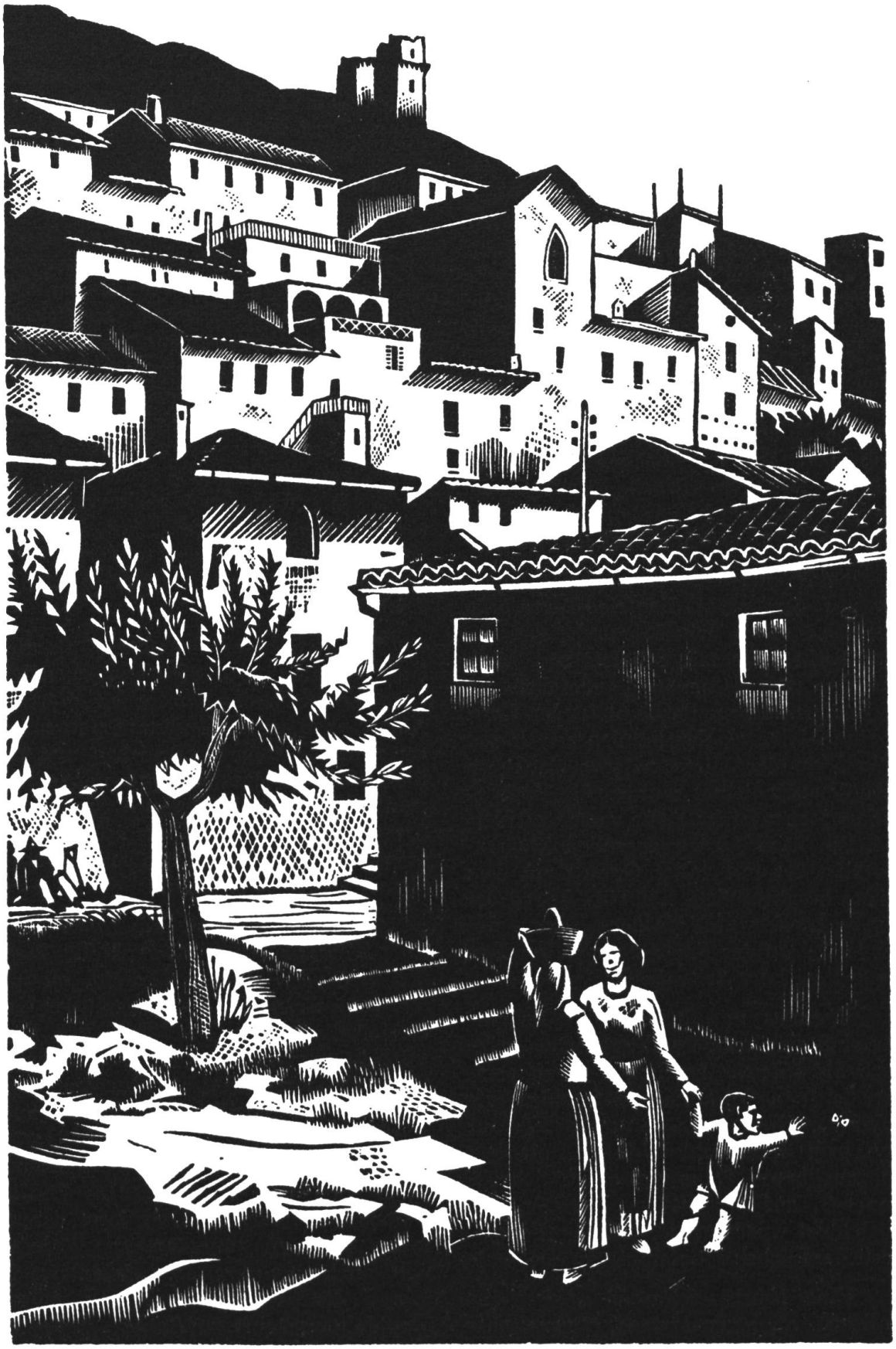
Altmodisch ungeschickte oder willkürliche Schreibungen verleiten Ortsfremde oft zu unrichtiger Betonung und Aussprache oder zu Phantasiedeutungen. Der liebliche Winkel am mittleren Zugersee, der mit dem Namen *Eiola*, auch Eyola, prangt, hat nichts mit Castagnola gemein, sondern heißt einfach *Eielen* (kleine Au). *Lowerz* heißt *Lauerz*. Die beiden *Miten* haben nichts Mythisches; die Romanen haben sie einfach mit Heutristen (lateinisch meta) verglichen. Das -a- von *Ebnat* ist weder mundartlich noch historisch. Die Schreibung *Habkern* verbirgt den romantischen Kern von *Habcheren*, das Aufenthaltsort der Habich(t)e, der Jagdfalken bedeutet.

Die Form *Lenk* statt *Lengg* lenkt ab von der Erkenntnis, daß eine Ableitung zu « lang » vorliegt, die eine lange Talfläche meint. Im kleinen Raum zwischen Gampell und Visp ist der klare Name *Hohtenn* (hoch gelegenes Korntenn), der in der Mundart das -nn verliert wie Ta(nn) und Bru(nn), dreimal verschieden geschrieben: richtig bei Außerberg Hohtenn, extrem mundartlich aber mit unnützen Buchstaben belastet bei Visp *Hohthee*, zu falscher Aussprache verleitend bei der Lötschbergstation *Hothen*. Das Ortsbuch aber verwendet die ungeschickteste Schreibung für alle drei Orte: Hothen. Ein schönes Beispiel für die Ratlosigkeit unserer offiziellen Namenfabrikanten.

Wir haben ein bernisches und ein luzernisches Dorf *Schüpfen* (Mehrzahl zu Schopf); aber gerade im jung besiedelten Entlibuech hat man daraus ein *Schüpfheim* erdichtet. Das alte *Buchsi* (Buchsbestand wahrscheinlich seit römischer Zeit) in *Herzogenbuchsi* und *Münchenbuchsi* ist zu *-buchsee*, von Außenstehenden schon zu *-buechsee* verdorben. *Langental* und *Murgental* sind keine Täler, sondern heißen im Volksmund noch *Langete(n)* und *Murgete(n)*, wie die von den Helvetiern benannten Bäche der beiden Landschaften. *Waldenburg* an der Hauensteinstraße erweckt zum vornherein sprachliche Bedenken; in Wirklichkeit heißt es *Waleb(e)rg*, ist also ein bedeutsames Zeugnis für einen festen Platz der Walchen, das heißt der Römer-Nachkommen.

Gelterkinden, *Bätterkinden*, *Känerkinden*, *Gomerkinden* sind von altdeutschen Personennamen abgeleitete -ingen-Namen; die Schreiber haben sie « verbessert » in der Meinung, es handle sich um Zusammensetzungen mit der jurassisch-bernischen Wortform Ching für Kind. (!) Der Umstand, daß solche Mißdeutungen von den sonderbaren Gedankensprüngen der kurzsichtigen Ritter vom Gänsekiel Kunde geben, wäre für sich wohl kein genügender Grund, sie zu verewigen.

Wenn wir neben dem Verzeichnis der auf den Blättern des Topographischen Atlasses eingetragenen Namen auch eines



Giovanni Bianconi

Assisi

mit den im Volksmund lebenden Formen hätten, so würde sich der törichte Reigen besonders mit den gefälschten Flurnamen endlos verlängern.

Ich gebe nur einige Beispiele, die mir zufällig begegnet sind. Am Wildstrubel heißt eine breite Geröllhalde *Flischweng*. Der Topograph ließ das aus der Volkssprache sogar in die geologische Fachsprache übergegangene Flisch (schiefriger Mergel) nicht gelten, sondern schrieb *Fleisch-*. Ein *Pommern* gibt es auch im Simmental, aber nur weil einer meinte, das sei vornehmer als das mundartliche *Bummeren*. Aus dem im Goms mehrfach an Quellbächen haftenden « *Bru* » hat man *Bruch* gemacht; die neue Landeskarte ist wieder zur extremen Mundartform zurückgekehrt.

Dagegen ist ein Name bei Gletsch, der auf dem alten Siegfried-Blatt halb wallisisch halb schriftdeutsch *Eistfluh* (das heißt Flue mit Schafställen) hieß, auf der stolzen neuen Landeskarte zu *Eisfluh* verdorben. Berühmt ist der *Judsfad* im Meiental, der lieblich aus *Jüzfat* (Pfad, wo der Hirte zu jüze, jauchzen pflegt) umgedichtet wurde. Ein *Hohfad* auf menschenferner Höhe wurde zu *Hoffad*. Ein Bach des wundervollen Maderanertales, der mit voller Gewalt aus dem Boden heraufbrodelt, heißt im Mund der Älpler treffend *Side(n)bach* (der « siedende »); auf der Karte steht völlig sinnlos *Seiden-* oder *Seitenbach*.

Diesseits und jenseits der Ibriger-egg sind zwei magere Berggütchen spöttisch als *Vilz'tür* bezeichnet (man erinnere sich an ähnliche Spottnamen wie Gibisnüt, Gimmerme, Gotterbarm); auf der einen Seite steht *Vielztür* (mit dem unbrauchbaren Dehnungs-e der Schriftsprache), auf der andern *Filzthür*. Im Zürichbiet wurde ein *Foloch* (aus Fohen-, Loch der Füchsin) tiefsinnig zu *Frohloch*.

Eine Flurbezeichnung *Äbrist* (aus Erdbrust, d. h. geborstene, abgerutschte Erde) hat man gewaltsam zu *Erdbrunst* verpfuscht. Es gibt ein altdeutsches, heute einsilbig gewordenes Wort E, das «gesetzliche, rechtliche Ordnung » bedeutet, in vielen Namen wie Egraben, Eweg, Ehag, Efurt (Durchgang) sich findet und heute in spezialisierter Bedeutung (« Vertrag ») mit der Schreibung Ehe weiterlebt. Wenn nun dem Amtsschimmel Namen wie *Estumpen* (Baumstock, der als March dient), *Ebrunnen* (öffentlicher Brunnen) zu wenig gut sind und er sie zu *Ehestumpen* und *Ehebrunnen* breitschlägt, so macht er eben einen Narrensprung.

Seine Phantasterei geht gelegentlich ins Unheimliche. Irgendwo ist ein Schachengehölz, ein Waldtälchen mit einem Weiher, das der Volksmund als *Seelistal* bezeichnet (gebildet wie Seelisberg). Auf der Karte und im Grundbuchplan steht zu lesen *Seelenstall*. Daran stößt, o Graus! (nicht etwa Züritütsch, sondern in der Sprache von Goethes Walpurgisnacht) die *Teufelsküche!*

Nicht weniger beschämend als diese Unsinnsblüten ist die ungeheuerliche Menge von Namen, einfachen Wörtern, Ableitungen und Zusammensetzungen, wo schriftdeutsche Lautzeichen und tote Buchstaben, pedantisch und ungeschickt gefaßte Mundart kunterbunt durcheinander gewürfelt werden. Es ist nicht zu umgehen, in dieses Buchstabenchaos einen kleinen Einblick zu geben.

Einfache Wörter: *Zun Zuhn Zaun, Zil* (Grenzmarch) *Zihl Ziel, Ziehl, Widen Wyden Wieden Weiden, rot roth root roht, Erlen Ehrlen;* Au mit der Umlautform *Äu Eu Auw Euw Oei Oey; Büel*, in gewissen Mundarten *Biel* (so im Goms als Dorfname), als Flurname weitaus meistens schriftdeutsch *Bühl*, auch *Büöl* (die bernische Stadt hat den Namen von einem gallischen Wassergott Belenos, daher *Biel* und *Bienne*). Das häufige Namenwort *Furchen* (Dativform, Grenzrain, Abhang), mundartlich *Fure(n)*, wird auch zu *Fuhren*, wo Pedanterie die Länge des -u- bezeichnen zu müssen glaubt, umgekehrt zu *Furren*, wobei ein totes r die Kürze bezeichnen soll, ferner mit kleinigkeitskrämerischer Endung

Fuhra, Furra, dazu der Nominativ *Fur* und *Fuhr;* ebenso *Forchen, Foren, Fohren, Forren.*

Die vorherrschende Form für Kirche ist *Chilch,* mit Schwund *Chil;* diese Formen sind äußerst selten, dagegen finden sich massenhaft die Zwitterformen *Kilch-, Kil-, Kill-, Kihl-;* ebenso *Kalch-, Kal-, Kall-, Kahl-.* Wir haben im Schweizerdeutschen neben der Berufsbezeichnung *Schmid* eine alte Form *Schmitten* (Ortsfall) für die Werkstatt, die aber wohl als « schlechtdeutsch » häufig vermieden wird. Daher haben wir auch *Schmiede* und *Schmide* neben *Schmitte* (mit schlechter Endung), zum Überfluß ferner *Schmidte, Schmidten, Schmiedte.*

Biegungs- und Ableitungsformen: Wir sagen *bi de Hüsere,* als Name zu *Hüseren* zu ergänzen. Dagegen gibt es eine Unmenge von Namen vom Muster *Hüsern,* wo der Stamm schweizerisch oder extrem mundartlich, die Biegungssilbe hochdeutsch ist. Ebenso sind die meisten Sammelformen zu Pflanzen- und Tiernamen und dergleichen mit der Silbe -eren fremd als -ern geschrieben; daher *Farneren, Farnern, Fahrneren, Fahrnern, Fahrnera, Kohlera, Krutern, Wichlern* (zu mundartlichem Wichel = Winkel). Die Umkehrung zu den Mischformen vom Typ Hüsern sind Namen wie *Häuslen, Kreuzlen,* wo nur die Endung schweizerisch ist; allerdings ist das unschweizerische -eln häufig: *Hubeln, Kasteln.* Schön ist auch *Flühnen.* -li ist die typisch schweizerische Verkleinerungssilbe; das Stammwort hat meist schriftdeutsche Form: *Grübli, Scheuerli, Häusli, Bühli.* Das erzmundartliche, verkleinernde -ti wird häufig mit verschriftdeutschten Stämmen verflickt: *Flühlti, Bühlti.*

Rein schweizerisch und zugleich altdeutsch ist auch die Ableitung von Tat- und Eigenschaftswörtern auf -i-: *Rüti, Höchi.* Man hat dieses -i in zahllosen Fällen zu -e gemacht, dabei dem Stamm die schweizerische Form gelassen, oder umgekehrt (warum auch nicht?) das -i verschont und den Stamm verschriftdeutscht: *Wite, Treiche (Tränke), Rüte, Teufe Teife; Weiti, Schleifi, Reibi, Reuti, Wüsti, Wüeste.* Das postamtliche Ortsbuch verzeichnet übrigens das simple Wort *Rüti* in zehn Buchstabenvariationen: *Rüti, Reute, Reuti, Riti, Ritti, Rüte, Rüthi, Rütte, Rütti, Ryti.* Damit ist die sinnlose Zerfahrenheit auf die Spitze getrieben. Von den zwei lautlich berechtigten Nebenformen wird man *Riti* wegen des möglichen Mißverständnisses vermeiden, und *Rütti* ist grundsätzlich abzulehnen, weil es aus verschiedenen Gründen praktisch unmöglich ist, die Länge oder Kürze der Vokale richtig aufzunehmen und in die Karten zu setzen.

Zusammensetzungen: *Bruderhusen, Kühtälli, Kühthäli, Höhehüsli, Schnekkenhüsli, Krautgärtli, Neustäfelti, Gutrüti, Kreuzhubel, Einfängli, Trübsewji, Mühlehalteli;* umgekehrt *Sübühl, Wissifluh, Längseite, Kneubühl, Leuistuhl, Schwingrube, Teifschlucht* (schweizerisch heißt das Wort *Schluecht*), *Twärenscheuer, Schürlihaus* usw.

Wir reimt sich eine derartige Sprachstümperei mit unserm sogenannten Bildungsfortschritt? Wenn die Schulbuben die deutsche Sprache in ihren Heften mißhandeln, so fährt der Lehrer mit der roten Tinte drein. Auf der Landeskarte, die aus den Mitteln des Volkes für eine weite Zukunft geschaffen wird, schleppt man den Schund ruhig weiter, ein Hohn auf alle Bildung und allen Geschmack!

Lösung der Denksportaufgabe von Seite 10

Die doppelte Zahl der Tage von Margrits Geburtstag kann nur dreißig sein, denn nur so wird ein Monat, nämlich der Februar, ausgeschlossen. Also ist Hans im Februar und Margrit an einem 15. geboren. Da die Monatszahl von Margrits Geburtstag ein Vielfaches der des Februar ist, so können nur die Monate mit gerader Zahl, also der IV., VI., VIII., X. und XII. in Frage kommen, und von diesen wiederum nur der VI., da der Juni von den in Frage kommenden Monaten der einzige ist, in dem es reife Basler Kirschen gibt. Ein Bruchteil sowohl vom 15. als auch vom VI. kann nur der 3. sein; also ist der Geburtstag von Hans der 3. Februar, der von Margrit der 15. Juni.

Wie verträgt sich der Verrat an unserm wertvollsten Mundartgut mit unserm, wie man meint, neu erwachten und erwarmten Schwyzertütsch- und Heimatgeist? Wir haben Sprachvereine. Im einen diskutierte man über Mundart«orthographie», und wollte den Schriftstellern eine Buchstabennorm vorschreiben; im andern beglückte man den Duden mit ein paar Dutzend Schweizerwörtern und stimmte in das doch etwas garstig gewordene Lied von der Macht der deutschen Sprache ein. Draußen aber, über Flur und Berg, geht der Amtsschimmel unbekümmert um Volks- und Heimatgeist seinen alten stumpfsinnigen Tramp.

Es ist nun seit Jahren viel unternommen worden, um den ratlosen Amtsschimmel von seinen unzeitgemäßen Irrwegen auf klare, gerade Wege zu bringen, mit aufklärenden Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften, mit Eingaben des Rates der Allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft und des Leitenden Ausschusses des Schweizerischen Idiotikons. Nachdem die bundesrätliche Botschaft an die Räte 1935 die Landeskarte als ein « Kulturgut » bezeichnet hatte, « über das das Volk von jeher eifersüchtig wachte », war es Pflicht der schweizerdeutschen Sprachwissenschaft, mit Nachdruck den Standpunkt schweizerischer Sprachkultur, das Recht der Volkssprache zu verfechten.

Es ist klar, daß vor allem die Redaktion des Schweizerdeutschen Wörterbuches, wo man den Blick in die Weite und Tiefe des Sprach- und Namengutes hat, wo Prof. Bachmann schon 1910 — freilich ohne Erfolg — sich der Sache angenommen hatte, dazu berufen war, den Weg durch die großen Schwierigkeiten zu zeigen. Sie, bzw. die Zürcher Flurnamenkommission, wurde denn auch beauftragt, « Grundsätze für die Erhebung und Schreibweise der Flurnamen » auszuarbeiten. Das Eidgenössische Vermessungsamt schickte diese Anleitung den kantonalen Vermessungsämtern mit der Aufforderung an die kantonalen « Nomenklaturkommissionen », sich bis Neujahr 1939/40 dazu zu äußern. Mehrere wirkliche Fachleute stimmten den Vorschlägen entweder vorbehaltlos oder doch in allen wesentlichen Punkten zu. Verschiedene Kantone scheinen sich kaum für die Sache interessiert zu haben. Andere machten in Bern extreme Auffassungen geltend, die durchzuführen praktisch unmöglich sind. So leidet die Angelegenheit gemeinschweizerdeutscher Sprachkultur unter kantonaler Zersplitterung. Auch gutgewillte Leute unter der Beamtenschaft scheinen Mühe zu haben, die Flurnamen aus ihrer Amtssprache zu lösen und sie schweizerdeutsch zu fassen. Die Schule hat uns eben zu lang von « schlächt Tütsch » gesprochen, das man nicht schreiben könne und dürfe.

Zu diesen Hindernissen kommen noch die, welche gewisse Organe der Landestopographie, denen das Kulturwerk der Landeskarte anvertraut ist, dem Fortschritt in den Weg legen. Daß die neuen Kartenblätter des Berner Oberlandes und des Goms Denkmäler sprachlicher Haltungslosigkeit sind, haben sie zwar nicht zu verhüten vermocht. Dagegen brauchen sie Mittel und Wege, um die von ihnen selbst angerufene Mitarbeit der « Philologie » zu hintertreiben, die « aufrechten Streitern » außerordentlich schlecht anstehen.

So sind durch den langen Kampf mit dem Amtsschimmel die Geister zum Teil geweckt worden. Die « Grundsätze » der Zürcher Kommission haben da und dort Früchte getragen und werden wohl weiter wirken, da gewöhnlich Maßvolles und Vernünftiges mit der Zeit auch gegen Widerstände sich durchsetzt. Wenn man sich aber an der Zentralstelle nicht dazu verstehen will, diese wesentliche Aufgabe sprachlicher Kultur mit gerader Sachlichkeit zu behandeln, so wird die Landeskarte kein Kulturgut werden.